

VOLKER WIDMANN

DIE MOLCHE

ROMAN

DUMONT



Dieses Buch wurde klimaneutral produziert.



Klimaneutral

Druckprodukt

ClimatePartner.com/17531-2110-1001



Erste Auflage 2022

© 2022 DuMont Buchverlag, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Lübbecke Naumann Thoben, Köln

Satz: Fagott, Ffm

Gesetzt aus der Dante

Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN 978-3-8321-8172-7

www.dumont-buchverlag.de

Für Ursel

Der erste Ziegelstein traf meinen Bruder am Oberarm. Er weinte nicht, er schrie nicht. In seinen Augen lag ein Ausdruck, als ob er immer schon erwartet hätte, dass dieses Unheil über ihn hereinbrechen würde.

Sie hatten ihn unter den hohen Nussbäumen des winterlichen Parks langsam eingekreist. Vergeblich hatte er Schutz gesucht im Schatten der mächtigen grauen Stämme, in dem schwarzen Schattengeflecht auf dem stumpfen da und dort in der Sonne blitzenden Schnee und war immer weiter in den vorderen Teil des Parks abgedrängt worden.

Den Park begrenzten zwei in einem spitzen Winkel aufeinander zulaufende Straßen, deren eine auf der Ebene der Flussau zum Elektrizitätswerk führte, während die andere langsam zum Tor des düsteren alten Gebäudes anstieg, wo die Alten des Dorfes verwahrt waren, sodass der Park umso steiler geneigt war und gleichzeitig breiter wurde, je näher man dem verfaulten Holzgatter des Altersheims kam, das ihn am hinteren Ende einfasste. Dort war die Schlittenbahn.

Es bereitete ihnen großes Vergnügen, die Wehrlosigkeit des Jüngeren, seine verzweifelte Ratlosigkeit, seine vergeblichen Versuche, einen Ausweg zu finden, anzusehen. Er hatte seine Mütze verloren, und seine blonden Haare klebten ihm an der Stirn,

sein helles verschwitztes Gesicht war voller roter Panikflecken. Sie öffneten die Umkreisung und trieben ihn grölend mit Schneeball- und Astwürfen vor sich her und näherten sich dabei immer mehr der kleinen, sehr steilen Schlittenbahn, wo einige Kinder schon lange nicht mehr Schlitten fuhren, sondern teils voller Entsetzen, teils mit der gleichen Freude, die die Horde der Treiber erfüllte, der Jagd zusahen. Eines von ihnen war ich.

Ich war erstarrt, zu keiner Bewegung fähig, etwas Eisiges füllte mich von der Stirn bis zur Magengrube aus. Was sollte ich tun? Die schreiende Horde, die sich jetzt immer enger um meinen Bruder schloss, das waren die größeren dreizehn- bis vierzehnjährigen Jungen, und der größte von ihnen, das war Tschernik, den jedes Kind im Dorf wegen seiner Brutalität und Verschlagenheit fürchtete. Ich hatte selbst gesehen, wie er einmal auf dem Schulhof ein Spatzenjunges, das aus dem Nest gefallen war, in seiner Faust zerquetschte und über die Mauer warf. Sein Vater schlug ihn jeden Tag. Er war ihr Anführer, und ich stand hier mit kaltem Schweiß auf der Stirn unter den Kleinen und einigen Mädchen, starr, von diesem Eisblock ganz ausgefüllt, aber mit jagendem Herzen. Wie konnte mein Bruder auch nur so ungeschickt sein und sich von diesen Kerlen einkreisen lassen? Hatte er denn alleine, ganz für sich im vorderen spitz zulaufenden Teil des Parks auf seinem Schlitten sitzen müssen, den Kopf im Nacken, um den Schneeflocken zuzusehen, die für Momente durch das schwarze Geäst der Nussbäume sanken? Hatte er denn nicht bemerkt, wie sie zu ihm hinsahen und sich grinsend in die Ohren flüsternten? Er machte immer alles falsch, war immer auf seltsame, unbegreifliche Weise weit jenseits der ungeschriebenen Gesetze der Dorfkinder.

Am oberen Ende der Schlittenbahn war ein gemauerter Bunker aus dem Krieg in den Hang gegraben. Halb verfallen, gähn-

te seine Öffnung aus dem Schnee, ein schartiges, halbrundes schwarzes Loch, das einst mit einem seiner Form angepassten Flügeltor gesichert gewesen war. Doch die Flügel waren längst vermodert, nur einzelne Bretter hingen noch an den verrosteten Beschlägen, die weit geöffnet schief in den Angeln hingen. Keines der Kinder hätte gewagt, diese Höhle zu betreten. Dort hin trieben sie meinen Bruder. Seine Bewegungen ließen keinen Zweifel daran, dass er jetzt ganz von panischem Schrecken erfüllt war. Ich sah seinen Augen an, dass sie nichts Bestimmtes mehr wahrnahmen. In seiner Verzweiflung lief er jetzt selbst auf das Loch zu. Vielleicht hoffte er, sich dort irgendwie in Sicherheit bringen zu können.

Mit wenigen Sätzen erreichte er das Tor, und das Dunkel verschluckte ihn. Sie hielten nicht inne, johlend folgten sie ihm, die Ersten drangen bereits in den alten Bunker ein. Ich lief hinterher. Zwischen den Rücken der Horde hindurch, im Licht, das durch den Torbogen fiel, sah ich meinen Bruder. Er hatte sich in die hinterste Ecke verkrochen, vor ihm türmten sich bis zum Eingang trockener, staubiger Schutt, Ziegelsteine, Balkenreste, Abfall. Mit geweiteten Augen drückte er sich an die Ziegelwand ganz hinten in der gemauerten Höhlung. Jenseits des hereindringenden Lichtscheins, der ihn aus der Dunkelheit heraushob, konnte man nichts erkennen. Sein Brustkorb hob und senkte sich, Schweiß lief an seinen Schläfen herab. Die Jagd war zu Ende, sie hatten ihn. Sie hätten sich jetzt umdrehen und gehen können. Doch sie hatten noch nicht genug. Es war Tschernik, der einen Ziegelstein aufhob und ihn auf meinen Bruder schleuderte.

»Da, du Schisser.«

Er traf meinen Bruder am Arm. Andere hoben ebenfalls Steine auf. »Seid ihr verrückt geworden?«, schrie ich. Die großen Jungen stießen mich weg. Noch ein Stein flog und noch einer.

»Hört bitte auf! Hört doch auf!«

Ein Stein traf ihn am Kopf. Mein Bruder stand auf, als wollte er einen Schritt nach vorne machen. Plötzlich wurde sein Gesicht vollkommen weiß, dann fiel er in den Staub wie eine Puppe und blieb reglos liegen.

Mit einem Schlag herrschte gellende Stille. Mir war, als verbreitete sich diese Stille von dem Bunkerloch aus in Ringen über das ganze Dorf, als quellte eine Dunkelheit, ein tiefes Entsetzen, eine Verstummung aus der Mitte dieses Lochs, sickerte tief in die Kinder, rollte in Wellen über den Nussgarten hinaus die Straßen hinunter, lief durch die Zimmer der Menschen, durch die Ställe, die Läden und kleinen Geschäfte und verebbte am Ende irgendwo in den dunklen Wäldern, die das Dorf in drei Himmelsrichtungen fast einschlossen.

Die Jungen, die Tschernik gefolgt waren, drehten sich um und liefen davon. In alle Himmelsrichtungen rannten die Kinder davon, davon vor diesem Entsetzen, das sie dennoch nie mehr verlassen sollte, manche mit der Hand vor dem Mund, andere weinend, alle so schnell sie konnten, Schlitten hinter sich herziehend, weg, nur weg. Sie durchquerten die Schattenbahnen hinter den grauen Stämmen, traten aus den Schatten in milchiges Licht und wieder in den Schatten. All das geschah nahezu lautlos, keine Rufe, kein Flüstern waren zu hören. Auch ich lief davon.

2

Mein Bruder war ein zartes, ratloses, wie aus Gold gesponnenes Geschöpf. Er hatte die großen grünblauen Augen unserer Mutter. Auf seinem blonden Haar glänzte ein rötlicher Schimmer, und er trug es länger als wir übrigen Jungen mit unserem Kahlschnitt, den uns der Dorffriseur alle vier Wochen verpasste. Ihm dagegen hing es gerade über die Augen bis zu seiner sommerprossigen Nase. Mit einer Handbewegung, an der ich ihn unter Tausenden erkannt hätte, wischte er sich das Haar seitlich aus den Augen. Sein Haar schnitt meine Mutter selbst. Sie waren dazu allein im Badezimmer mit den meergrünen Kacheln. Durch die Tür konnte ich die vor Zärtlichkeit tiefe Stimme meiner Mutter hören und sein helles Lachen. Nicht, dass die Tür zum Badezimmer abgeschlossen gewesen wäre, aber ich wäre nie auf den Gedanken gekommen, es an so einem sonnigen Vormittag zu betreten.

Er war nur dreizehn Monate jünger als ich und gleich groß. Wenn wir uns im Garten vor dem Haus prügelten, schlug ich ihm von Anfang an hart ins Gesicht, damit er schnell aufgab und ich keine schmerzhaften Schläge abbekam. »Du gemeine Sau!«, zischte er dann und rannte mit Tränen in den Augen davon.

Mein Bruder hielt sich an keines der Gesetze der Kinderwelt, die von der der Erwachsenen völlig abgeschlossen war, oder

er kannte sie einfach nicht und niemand versuchte je, sie ihm nahezubringen. Auf dem Schulhof stand er bei den Mädchen und verfolgte aufmerksam und sachverständig ihre Tänze beim Gummitwist, dem Hüpfspiel, für das man einen langen, zusammengeknoteten Hosengummi brauchte und das immer drei Mädchen zusammen spielten. Zwei hatten den Gummi um ihre Knöchel, dann um ihre Knie und am Schluss fast um die Hüften, während ein Mädchen hüpfte, höher und höher. In der Pause konnte es vorkommen, dass er auf dem Mäuerchen an der Treppe saß, die zum Friedhof hinaufstieg, und ein Junge aus den beiden unteren Klassen zu ihm hinlief, ihn mit der flachen Hand mitten ins Gesicht schlug, um dann so schnell er konnte zurück in den Haufen der Größeren zu rennen, die ihn anerkennend grinsend erwarteten. Mein Bruder hob dann nur leicht den Kopf, legte eine Hand auf die schmerzende Stelle und vergaß den Schlag offenbar augenblicklich. Manchmal lächelte er auch noch, statt finster um sich zu blicken. Beim Fußball am Nachmittag standen er und der dicke Gregor immer als Letzte in der Mitte des Feldes, bis sich einer der beiden Mannschaftsführer erbarmte und ihn in seine Mannschaft wählte, nicht ohne einen Blick mit dem gegnerischen Kapitän zu wechseln, der in etwa besagte: Oder willst du ihn? Bekam er im Spiel tatsächlich einmal einen Ball, blieben manche Spieler stehen, um zuzusehen, wie er sich mit seinen langen Beinen sofort verhaspelte, alles versuchte, um den Ball unter Kontrolle zu bringen, was ihm nie völlig gelang. Der Ball sprang schließlich irgendwie weg, und die anderen Spieler nahmen den verunglückten Ball als Pass. Während des Spiels rannte er immer hinter dem Ball her wie ein kleiner Junge, offenbar ganz zufrieden mit sich. Er schien das für den Sinn des Spiels zu halten. An manchen Tagen stolzierte er im Garten in Kleidern unserer Mutter umher

und tanzte im Schatten des Birnbaumes fröhlich lachend mit jemand Unsichtbarem.

Wir verloren ihn bei einer Wanderung im Gebirge und fanden ihn wieder auf einer Bank sitzend in ein Gespräch in Zeichensprache mit einem riesigen schwarzen amerikanischen Soldaten vertieft.

»Worüber habt ihr euch unterhalten?«

»Wie man die Zukunft vorhersehen kann.«

Einmal kletterte er auf den Steinhaufen einer Burgruine herum, als ihn die Angst packte. Er konnte nicht vor und nicht zurück. Sein schwaches Herz! Zwei fremde Männer in Sonntagsanzügen mussten ihn aus seiner verzweifelten Lage retten.

Oft fand ich ihn an dem kleinen Tisch unseres Zimmers reglos zum Fenster hinausblickend.

»Was tust du?«

Das war unsere Standardfrage, die ich mehrmals am Tag stellte, auch wenn ich gar nicht wissen wollte, was er gerade tat. Ich bekam immer eine Antwort.

»Ich schaue meinen Gedanken nach. Sie sind wie Seifenblasen. Schillern sogar ein bisschen.«

Oder ich sah ihn unter dem von Bienen summenden Apfelbaum. »Was tust du?«

»Zuerst hab ich meine Augenlider nicht mehr zugemacht. Man sieht dann überall silberne Tropfen ganz langsam von oben nach unten gleiten. Versuch's mal. Dann habe ich gemerkt, dass die Luft aus lauter durchsichtigen Würfeln besteht. Man kann sie mit der Hand durcheinanderbringen, aber sie ordnen sich sofort wieder. Sie haben eine Außenhaut, dünner als Libellenflügel.«

Beim geringsten Anzeichen einer Zwistigkeit zwischen meinen Eltern ging er aus dem Zimmer. Oft lief ich ihm nach. »Was tust du?«

»Wenn man an den Frieden denkt, dann kommt er.«

»Was tust du?«

»Ich lerne die Sprache der Bäume. Wie sie zornig fuchteln, zärtlich fächeln, wie sie dir winken, wie sie dahin zeigen und dorthin weisen, so ernst, so sehr auf uns bedacht. Wie sie mit dem Wind spielen, träumerisch hin- und herschwanken, ihre Äste heben wie Gefieder und anmutig senken wie Tänzer die Arme, wie sie über etwas erschauern, du kannst sehen worüber, wie sie zittern vor Erregung und sich schütteln vor Lust im Regen. Wie sie fluten und wehen in einem ungeheuren Unsichtbaren. Wie sie lässig wippen, wenn keine Gefahr droht, wie sie dir freundlich zunicken, um dich zu bestärken, um dir recht zu geben, und wie sie mit allen Ästen sich spreizen und verneinen, wenn du schiefliest.«

Er hatte ein schwaches Herz. Er musste nicht am Turnunterricht teilnehmen, aber dabeisitzen. Er durfte die Wäschekörbe meiner Mutter nicht tragen und wurde nie zum Einkaufen geschickt. Er sollte sich nicht anstrengen. Immerzu fasste meine Mutter an seine Stirn, ob er Fieber habe. Vor der Schule spuckte sie auf ihre Finger und rieb ihm die Augen aus. Sonne war nicht gut für ihn. Hatte er sich die Knie aufgeschlagen, war meine Mutter drauf und dran, ihn das Bett hüten zu lassen.

»Was tust du?«

»Schau dort. Wenn ein welches Blatt aufs Wasser fällt, spürt man den sanften Druck des Aufpralls auf die Wasserfläche an den Schläfen, eine winzige Anspannung, die sich löst mit dem ersten Ring, der sich im Wasser ausbreitet. Spürst du es?«

Mein Bruder war an seinem schwachen Herzen gestorben. Darüber waren sich alle Erwachsenen im Dorf einig. Er hatte sich beim Spielen zu sehr erhitzt und aufgeregt. Sein Herz hatte versagt, und beim Sturz hatte er sich eine Verletzung an der

Stirn und blaue Flecke am Körper zugezogen. Es war genau das geschehen, was meine Mutter immer befürchtet hatte. Nur wir Kinder wussten, dass er ermordet worden war.

Ich hasste Ameisen. In der Küche rührte ich Scheuerpulver, Essig und Salz zusammen und schüttete das tödliche Gift in die Ritzen und Spalten der Gehwegplatten draußen im Garten vor den Fenstern des Wohnzimmers, wo sie ihre widerlichen Erdhaufen aufgetürmt hatten. Ich kontrollierte am nächsten Tag, ob sie wieder erschienen waren. Sie waren weg. Am übernächsten waren sie wieder da. Was konnte noch giftiger sein? Vielleicht Kloreiniger? Am erbarmungslosesten wütete ich gegen die Haufen der roten Ameisen im Gras nahe den Johannisbeersträuchern. Ich zerknüllte ein Blatt Zeitungspapier, stopfte es in den Bau und wartete geduldig, bis es fast rot war von aufgeregten Ameisen, die ihre Hinterleiber hoben und Ameisensäure in die Luft spritzten, ein widerlicher Geruch. Dann zündete ich es an. Die Flammen fraßen sich erst bläulich und klein vom Rand hin zur Mitte des Papiers, wo sie gelb und grün und durchsichtig hoch aufschlugen. Die Leiber der Ameisen krümmten sich, verschmorten zu kleinen schwarzen Kugeln. Zu Hunderten starben sie, Fassaden stürzten ein, Feuerzungen schlugen aus den Fensterhöhlen, sie suchten Schutz in den Höhlungen des Papiers und starben zusammen in einem Augenblick. Mein Gesicht war heiß vom Feuer. Ich hörte die Stimme meines Bruders. »Du Ungeheuer.« Ich hieb nach ihm. Noch nach Tagen konnte ich mich der Stätte der Verheerung nicht nähern.

Im Sandkasten im hintersten Eck des Gartens schlug ich Schlachten. Ich brach aus einer trockenen dünnen Haselnussrute Stöckchen, Heerscharen von Soldaten. Mit den Händen

formte ich Wälle und Gräben, auf denen ich dicht an dicht meine Soldaten postierte. Mit Steinen bombardierte ich die Stellungen, die Soldaten flogen durch die Luft, Stöckchen zerbrachen und zersplitterten. Diese Gemetzel konnten sich über Stunden hinziehen, während derer ich ganz in die Schlacht versunken war. Ich hörte das Pfeifen der Granaten, spürte die Explosionen im Magen, roch Angst und Blut. Manchmal trat mein Bruder neben mich und umarmte mich. Dann war die Schlacht zu Ende.

Seit mein Bruder tot war, lag ich nachts allein in unserem Zimmer. Meine Mutter hatte seine Sachen, seine Socken und Unterhosen, seine Hemden und Hosen, in unserem Schrank etwas zusammengeraumt, wie sie es auch zu tun pflegte, als er noch lebte. Seine Bücher standen ordentlich im Regal über dem Bett, zwei davon lagen Kante auf Kante auf seinem Nachttisch. Niemand hatte diese Dinge seitdem berührt. Jederzeit hätte seine Nachttischlampe angehen und seine Hand nach einem der Bücher greifen können, die ja überhaupt noch nicht zu Ende gelesen waren. Doch das geschah nicht. Es konnte nicht geschehen. Es war auch nicht wahr, dass ich mitten im Schlaf aufwachte, weil ich das Gefühl hatte, mein Bruder schaue mir beim Schlafen zu, wie er es manchmal getan hatte, als er noch lebte. Es war nicht wahr, dass er da stand am Fußende meines Bettes in seinem blau und hellblau gestreiften Schlafanzug.

»Was tust du?«

»Ich schaue dir beim Schlafen zu.«

Mein Bruder war. Tot. Tot, tot, tot, tot. Am Tag seiner Beerdigung, einem sonnigen Wintertag voll silberhellem Licht, hatte ich mich auf den Friedhof geschlichen, und er lag da in einer weiß lackierten Holzkiste, die mit weißem Stoff ausgeschlagen war, draußen vor dem Totenhaus. Er war bis zur Brust in ein

weißes Tuch gehüllt, auf dem seine Arme lagen. Seine Hände waren verschränkt. Sein Gesicht war weiß wie im Schlaf, aber ein wächserner Hauch lag auf seiner Stirn. Die Augenlider waren geschlossen, der Abglanz eines Lächelns spielte auf seinen Lippen. Die Totenfrau hatte sein Haar gewaschen, es glänzte frisch und rötlich, aber dann bemerkte ich etwas Entsetzliches. Die Totenfrau hatte den Scheitel auf der falschen Seite gezogen, vielleicht um die kleine Wunde an der Stirn zu verdecken. Seine Lippen waren dunkelblau, die Nagelbetten seiner Finger dunkelgraublau und die Fingernägel lang wie Krallen. Seine Stirn war kalt wie ein Eisblock.

Mein Bruder war tot, weil ich ihn im Stich gelassen hatte.

»Was tust du jetzt?«